



Harald Gilbers

Trümmertote

Roman

KNAUR 

Harald Gilbers

Trümmertote

Roman

Über dieses Buch

Kommissar Oppenheimer jagt den Al Capone von Berlin:

»Trümmertote« ist der 7. Teil der preisgekrönten historischen Krimi-Reihe aus dem Berlin der 40er Jahre.

Berlin 1949: Während tagsüber die Aufräumarbeiten voranschreiten, blüht nachts das Verbrechen. Besonders Gewaltdelikte nehmen rasant zu, und so ist Kommissar Oppenheimer nicht sonderlich überrascht, als auf einer Schuttdeponie eine Leiche entdeckt wird. Eine genauere Untersuchung des Areals fördert zwei weitere Tote zutage; alle drei Männer wurden brutal ermordet. Von einem Kontakt in der Berliner Unterwelt erfährt Oppenheimer, dass ein Jugendlicher namens Jo seinen Aufstieg zum Verbrecherkönig nach dem Vorbild Al Capones vorantreibt. Wer sich ihm und seiner Bande in den Weg stellt, hat sein Leben verspielt ...

Mit seiner historischen Krimi-Reihe »Ein Fall für Kommissar Oppenheimer« hat Harald Gilbers eine

packende Mischung aus Fakten und Fiktion geschaffen, die das Berlin der Nachkriegszeit lebendig werden lässt.

Die historischen Kriminalromane um den jüdischen Kommissar Richard Oppenheimer aus Berlin sind in folgender Reihenfolge erschienen:

Germania (1944)

Odins Söhne (1945)

Endzeit (1945)

Totenliste (1946)

Hungerwinter (1947)

Luftbrücke (1948)

Trümmertote (1949)

Inhaltsübersicht

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

Nachwort

Literaturhinweise

Leseprobe »Luftbrücke«

1

Mittwoch, 16. Februar 1949

Die Blutspur ließ sich leicht erkennen, sogar in der dunklen Seitengasse. Der massige Mann mittleren Alters, dem der Schmerz Furchen ins Gesicht gegraben hatte, stieß bei dieser Erkenntnis einen unterdrückten Fluch aus. Es war kurz vor der Sperrstunde, und er kauerte verborgen hinter einem bereits geschlossenen Schnellimbiss. Mit angehaltenem Atem lauschte er in die Nacht, während er krampfhaft seinen verwundeten Arm umklammerte und hoffte, nicht entdeckt zu werden.

Er hieß Erwin Hupke. Als bekannte Gestalt in der Berliner Unterwelt genoss er ein gewisses Ansehen. Jetzt wusste Hupke, dass es ein Fehler gewesen war, den üblichen Tagesablauf beizubehalten. So zu tun, als wäre nichts geschehen. Nichts war mehr beim Alten, seitdem er die Polizei eingeschaltet hatte. Zum wiederholten Mal an diesem Abend verfluchte er sein Schicksal und fragte sich, wieso er in diese tödliche Klemme geraten war.

In einer Großstadt wie Berlin gab es viele Möglichkeiten, um an Geld zu gelangen. Und Erwin Hupke hatte sich auf die weniger legalen Methoden spezialisiert. Skrupel kannte

er so gut wie gar nicht, er machte bei jedem krummen Ding mit, das ihm angeboten wurde. Sein eigentliches Talent bestand jedoch im Verhökern heißer Waren.

Hupke waren seine hervorragenden Verbindungen in den Ostteil dabei besonders zugutegekommen. Denn um den Schwarzmarkt auszutrocknen, betrieb die Sowjetische Militäradministration in Weißensee seit einigen Jahren eine offizielle Ankaufstelle, bei der sich Waren jeglicher Art losschlagen ließen. Meistens handelte es sich bei den Kunden um Privatleute, die ihre Erbstücke in Bargeld verwandelten, um die kargen Standardrationen aufzubessern. Der Andrang bei der Ankaufstelle war derart groß, dass es nicht einmal Aufsehen erregte, wenn Hupke dort in schöner Regelmäßigkeit mit Koffern voller Juwelen aufkreuzte. Die vor etwas mehr als sieben Monaten eingeläutete Blockade der westlichen Stadtsektoren hatte Hupke allerdings genötigt, sein Geschäftsmodell zu überdenken, weil seitdem die Schlupflöcher für illegale Waren eines nach dem anderen dichtgemacht wurden. Neuerdings mussten sich die Berliner an den Grenzen zum Sowjetsektor sogar Taschenkontrollen gefallen lassen. Doch der gewitzte Hupke hatte bald die Vorteile erkannt, denn momentan besaßen ohnehin nur die amerikanischen Besatzungssoldaten das nötige Kleingeld, um Wertgegenstände zu kaufen. Und weil gleich Tausende G.I.s nach passenden Liebesgaben für die Familie, die Verlobte oder die Ehefrau in der fernen Heimat suchten, florierten

auch Berlins Antiquitätengeschäfte. Kistenweise wurden Gemälde, Meißener Porzellan - und dazwischen auch so mancher wertloser Nippes - über den Atlantischen Ozean geschickt. Und nicht wenige der feilgebotenen Preziosen stammten aus Hupkes illegalen Quellen. Ohne Umwege gelangte die heiße Ware ins Ausland, wo sich ihre Spur für immer verlieren würde.

Und Hupkes Virtuosität beim Losschlagen von Diebesgut war in der Berliner Unterwelt nicht lange ein Geheimnis geblieben. Angesichts seiner Berühmtheit als zuverlässiger Hehler hatte er sich nichts dabei gedacht, als vor ein paar Wochen neue Kunden bei ihm aufkreuzten. Es waren junge Schnösel, denen Hupke auf den ersten Blick nicht viel zugetraut hätte. Doch die notdürftig in einem Stofftaschentuch eingewickelten Brillanten waren zweifelsohne echt, und so hatte sich Hupke schließlich breitschlagen lassen, den Schmuck anzukaufen.

Niemals hätte er damit gerechnet, von seinen neuen Kunden so schnell wieder Besuch zu bekommen. Und vor allem nicht zu nachtschlafender Stunde. Dass nur ein dünner Vorhang Hupkes Nachtlager von seinem improvisierten Ladengeschäft trennte, war letztendlich ein Glück gewesen, denn vor drei Tagen hatten ihn verdächtige Geräusche aus dem Schlaf gerissen. Hupke musste nur den Vorhang zur Seite ziehen, um zu erkennen, dass Diebe versuchten, von außen ein Loch durch die Wand zu schlagen, um an Hupkes Tresor zu gelangen. Aber die

Öffnung war noch zu klein, um den Metallquader hindurchziehen zu können.

Bei ihrer Entdeckung durch Hupke waren die Diebe immer noch damit beschäftigt, die Steine aus der Wand zu lösen. Also hatte der erzürnte Hehler nicht lange gefackelt, sich eine Taschenlampe sowie seine Schusswaffe geschnappt und war dann lautlos aus dem Seitenfenster gestiegen und ums Haus herumgelaufen. Festnageln ließen sich die Ganoven zu Hupkes Bedauern nicht mehr. Bereits vor seinem Eintreffen hatten sie Lunte gerochen und waren getürmt.

Doch er war nicht bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Obwohl zu Hupkes üblichen Geschäftspartnern Gauner jeglicher Couleur zählten, hielten sich doch alle an die ungeschriebenen Gesetze der Unterwelt. Keiner von ihnen wäre auf die Idee verfallen, den eigenen Hehler zu beklaugen. Also war sich Hupke sicher, dass nur diese Halbstarcken dahinterstecken konnten. Angesichts einer solchen Unverfrorenheit fühlte er sich nicht länger an den Kodex der Ganoven gebunden. Er hatte sich bei seinen Unterweltkontakten umgehört und war mit den Informationen schließlich zur Kripo gegangen.

Und genau das sollte sich in dieser Nacht rächen.

Diese jungen Habenichtse waren wohl doch nicht so dämlich, wie sie aussahen. Irgendwie waren sie dahintergekommen, dass Hupke sie verpiffen hatte. Und

so waren vor gerade mal zehn Minuten zwei schwächliche Jungs vor seiner Wohnung aufgekreuzt.

Hupke war von seiner üblichen Runde durch die Nachbarschaft zurückgekommen und dabei nichts ahnend in die Falle getappt. Die Häscher hatten in der Nähe seiner Wohnung herumgelungert. Hupke hatte ihnen kaum Aufmerksamkeit geschenkt, denn sie waren nichts weiter als ein paar halbwüchsige Bengels, die nicht einmal die Mäntel richtig ausfüllten. Lediglich die abstehenden Ohren verhinderten, dass ihnen die Hüte über die Brauen rutschten. Doch so traurig diese Gestalten auch aussahen, ihre Taten waren von tödlicher Konsequenz. Wie üblich war Hupke zu Fuß unterwegs gewesen. Als er sich der Hofeinfahrt auf etwa zehn Meter genähert hatte, waren sie ihm plötzlich mit gezückten Waffen entgegengesprungen und hatten ihn mit einem Bleihagel begrüßt.

Zum Glück waren Hupkes Möchtegernmörder miserable Schützen. Profis hätten versucht, die Distanz zum Opfer weiter zu verringern. Und so war es Hupke gelungen, den Kugeln auszuweichen. Flink wie ein Hase war er zwischen geparkte Autos gesprungen und hatte dann die Beine in die Hand genommen. Dass sie ihn trotzdem am Arm erwischten, war reines Pech gewesen.

Seitdem befand sich Erwin Hupke auf der Flucht.

In seinem Versteck kam ihm die Stille allmählich verdächtig vor. Er konnte sich sowieso nicht die ganze Nacht hinter dem Schnellimbiss verstecken. Vorsichtig

reckte er sich, um die Gasse zu sondieren. Kein Passant war zu sehen. Hupke überlegte, ob er es wagen konnte, die Deckung zu verlassen. Er hatte noch einen anderen Unterschlupf, nur lag dieser in der Nähe des Steglitzer Stadtparks. Bis dorthin waren zwei unendlich lange Kilometer zu überwinden. Hupke berechnete seine Überlebenschancen. Das Resultat gefiel ihm nicht.

Trotzdem verließ er seine Deckung und schleppte sich den Lichtern der Hauptstraße entgegen. Er war so angeschlagen, dass ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

Nach ein paar Metern glaubte er, hinter sich Schritte zu hören. Die Augen weit aufgerissen, drehte er sich im Laufen um. Augenblicklich zuckten höllische Schmerzen durch seinen Arm. Er hatte die Schusswunde unterschätzt. Beim ersten Adrenalinschub hatte er lediglich ein kurzes Stechen bemerkt. Es war aber offensichtlich doch mehr als nur ein Kratzer, und vermutlich steckte die Kugel noch in seinem Muskel. Hupke musste stehen bleiben, bis der Schmerz abgeflaut war. Dabei blickte er die Straße entlang. Sie war leer. Auch die hallenden Schritte waren verklungen. Hupke gelangte zu dem Schluss, dass er vermutlich seine eigenen Schritte gehört hatte. An der Ecke zur Schloßstraße angelangt, warf Hupke schnelle Blicke um sich. Strom und Gas waren immer noch streng rationiert und zu kostbar, um damit die Hauptstraßen von Westberlin lückenlos zu erhellen. Und so brannte nur jede zweite oder dritte Straßenlaterne. Hupke war sich bewusst,

dass in den weitläufigen dunklen Passagen ungeahnte Gefahren lauerten.

In den letzten Tagen hatte der Regen den Schneematsch fortgespült, und auf den Straßen war ein kaltes Glitzern zurückgeblieben. Werktags zu dieser späten Stunde, und dann auch noch bei nasskaltem Wetter, herrschte nicht viel Betrieb. Nur einzelne Passanten durchquerten die Lichthöfe der Straßenlaternen. Nirgends war ein Taxi zu sehen, in das Hupke hätte springen können. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehen, um zu seinem Unterschlupf zu gelangen. Und dazu musste er früher oder später die breite Straße überqueren.

Hupke zögerte. Es war ein Risiko, denn er würde unvermittelt auf dem Präsentierteller stehen. Er wusste nicht, wo seine Häscher steckten. Sie konnten überall auf ihn lauern, das war in der Dunkelheit nicht einzuschätzen. Das Häusergewirr auf der gegenüberliegenden Seite versprach Schutz. Dort konnte er in die Nebengassen eintauchen und querfeldein laufen.

Noch während Hupke versuchte, sein letztes bisschen Mut zusammenzunehmen, schwang rechts von ihm die Tür zur *Kindl-Schänke* auf. Lachende Menschen traten aus dem Wirtshaus mit den großen Fensterfronten. Es waren zwei G.I.s mit ihren Mädchen und ein weiteres Paar. Blitzschnell verwarf Hupke seinen ursprünglichen Plan und suchte den Schutz der Gruppe. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen folgte er den Kneipenbesuchern. Die jungen Leute

scherzten miteinander, eine Frau lachte. Hupke befand sich nur wenige Zentimeter hinter ihnen, und doch fühlte es sich so an, als würden ihn Welten von den unbeschwerten Nachtschwärmern trennen.

Aus dem Augenwinkel sah er vereinzelte Passanten. Spazierten sie zufällig die Straße entlang, oder folgten sie seiner Spur? Was befand sich in ihren ausgebeulten Manteltaschen, Feuerwaffen oder doch nur kalte Fäuste? Während Hupke mechanisch hinter den G.I.s herlief, überlegte er fieberhaft, wie er unbemerkt über die breite Straße kommen sollte.

Im Windschatten der lustigen Zecher näherte er sich der Kreuzung zur Albrechtstraße. Wenige Meter vor dem Rathaus sprang Hupke kurz entschlossen in einen Hauseingang. Er starrte den Weg entlang, den er soeben zurückgelegt hatte.

Und dann sah er sie.

Seine Vorahnung hatte ihn nicht getäuscht. Trotz des wilden Zickzacks über Trümmergrundstücke war es Hupke nicht gelungen, die Verfolger abzuschütteln. Sie waren ihm dicht auf den Fersen. Unter den eingeschalteten Straßenlaternen beschleunigten sie die Schritte, um schnell wieder aus dem Lichtkegel herauszukommen und in die Finsternis einzutauchen, ihr eigentliches Element.

Im Scheinwerferlicht eines Fahrzeugs konnte Hupke für wenige kostbare Sekunden deutlich erkennen, wie seine Verfolger die Umgebung inspizierten. Die Mörder machten

keine Anstalten, ihre Absichten zu verheimlichen. Die Pistolen hatten sie nicht weggesteckt, sondern hielten sie locker in den Händen. Sie hatten begriffen, dass der von ihnen Verfolgte früher oder später die Straße überqueren musste. Jedoch wussten sie nicht, an welcher Stelle.

Erst als die zwei Bewaffneten hinter sich ein tiefes Donnern vernahmen, steckten sie hastig die Waffen weg. Der schwere Motor gehörte zu einem Greyhound-Spähpanzer mit aufgebautem Maschinengewehr. Wie üblich befanden sich Gendarmen der *US Army Constabulary* auf einer Patrouillenfahrt durch den Ortsteil Steglitz.

Diese Ablenkung war eine günstige Gelegenheit. *Jetzt oder nie*, sagte sich Hupke. Während seine Verfolger noch versuchten, im Scheinwerferlicht der Militärpolizei harmlose Passanten zu mimen, machte er einen Satz nach vorn und rannte über die Kreuzung. Gegen den erneuten Schmerz biss Hupke die Zähne zusammen, presste den Arm noch etwas fester gegen seinen Körper und hastete weiter.

Schräg gegenüber befanden sich die *Albrechtshof Lichtspiele*. Die Abendvorstellung war gerade zu Ende gegangen. Rege diskutierend traten die Kinobesucher auf den Gehweg und strebten zur S-Bahn. Hupke tauchte in der Menge unter und erreichte die Bahnunterführung. Als die Passanten seitlich zum Bahnsteig hochstiegen, beschleunigte Hupke seine Schritte und lief geradeaus in

das Wohngebiet auf der anderen Seite der Schienenstränge.

Das Viertel war in völlige Dunkelheit getaucht, doch Hupke benötigte keine funktionierenden Straßenlaternen, um sich hier zu orientieren. Immer noch rennend, bog er nach rechts ab. Er wollte nur weg von der Hauptstraße und den Bahngleisen und hinein in das Labyrinth der altvertrauten Gassen.

Eine Viertelstunde später erreichte Hupke mit trockenem Mund und schmerzendem Arm sein Ziel. Es war ein ganz normaler Wohnblock, und wie bei den meisten anderen Häusern wurde der Komfort zunehmend schlechter, je weiter man die Etagen nach oben stieg. Vor fünf Jahren hatte hier eine Brandbombe eingeschlagen. Das hastig errichtete Notdach war seitdem zum Dauerprovisorium geworden, im darunterliegenden Stockwerk piff aus allen Ritzen ein steter Wind. Der Hauswart hatte Hupke im obersten Stockwerk ein Zimmer angeboten, das im Gegensatz zu den umliegenden Räumen wenigstens trocken war. Das Bestechungsgeld war saftig, doch Hupke zahlte gern, wenn er dafür ein sicheres Versteck für das gelegentliche Aufbewahren von Diebesgut bekam. Jetzt waren diese vier Wände seine letzte Zuflucht. Oder zumindest würden sie es so lange sein, bis die Kripo dieses Geschmeiß, das hinter ihm her war, ins Kittchen brachte.

Hupke war erleichtert, es hierher geschafft zu haben. Er machte eine unbedachte Bewegung. Prompt schmerzte sein Arm wieder höllisch. Scharf sog er die klare Winterluft ein. Hupke erkannte, dass er unmöglich mehrere Tage hier untertauchen konnte, bis Gras über die Sache gewachsen war. Die Kugel musste innerhalb der nächsten Stunden aus seinem Arm entfernt werden. Vielleicht war es am besten, gleich am Morgen zum Präsidium in der Friesenstraße zu fahren. Im Gewimmel des alltäglichen Berufsverkehrs würde er seinen Verfolgern kaum auffallen. Und wenn Hupke erst einmal dort eingetroffen war, gab es sicher eine Möglichkeit, ihn in einem Polizeikrankenhaus unterzubringen und fachgerecht zu versorgen. Die Aussicht, nach all diesen Scherereien ein paar Tage auf Staatskosten durchgefüttert zu werden, gefiel Hupke durchaus.

Er blieb an der Straßenecke stehen, bis der Schmerz in seinem Arm wieder etwas abgeklungen war. Die massive Mietskaserne gegenüber schien sogar in der Nacht noch Schatten zu werfen. Die Haustür befand sich seitlich in der Durchfahrt zum Hinterhof. Das Feuerzeug bereits in der Hand, hielt Hupke kurz vor dem Anzünden inne. Der Schein der winzigen Flamme würde sowieso nicht weit genug reichen, um den Eingang zu erkennen. Hupke steckte das Feuerzeug wieder in die Tasche und beschloss, lieber auf seinen Tastsinn zu vertrauen.

Auf der anderen Seite der Straße angekommen, schlich er an der Hausmauer entlang, bis seine Hand ins Leere griff. Das musste die Durchfahrt sein. So dicht vor der Haustür wurden Hupkes Schritte schneller. Er konnte es kaum erwarten, sie hinter sich zu schließen und sich in Sicherheit zu wissen.

Plötzlich ertönte ein leises Geräusch. In Hupkes Nacken bildete sich eine Gänsehaut.

Er war nicht allein hier. Wenige Meter vor ihm stand ein Mann, der geräuschvoll ausatmete. Fast glaubte Hupke, den Atemzug in seinem Gesicht zu spüren.

Er blieb abrupt stehen. Dabei ratschten seine Schuhsohlen laut über den Boden. Hupke fuhr zusammen und fluchte in sich hinein. Er hatte sich verraten.

Hupkes Sinne waren aufs Äußerste geschärft. Das hier musste eine Falle sein. Er konnte sich nur noch retten, indem er sich nicht mehr bewegte, sich im Dunklen verleugnete.

Wie als Antwort auf seine Gedanken drang aus der Finsternis ein leises Kichern. Dann hörte Hupke wieder das Atmen.

Instinktiv wich er zurück und prallte mit dem Rücken gegen einen weichen Gegenstand. Plötzlich umschlossen ihn von hinten stählerne Arme. Der Druck auf die Wunde ließ ihn aufschreien. Mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht rang er nach Luft.

Ein Lichtblitz. Leise zischte der Schwefel eines Zündholzes. Die schmale Feuerzunge erhellte Hupkes Gegenüber. Ein junger Mann mit ebenmäßigen Gesichtszügen stand vor der Haustür. Bei Hupkes Anblick verzog er den Mund zu einem höhnischen Grinsen.

»Na, wen haben wir denn da?« Die Stimme des Fremden klang heiser. »Wenn das nicht der gute alte Hupke ist.« Spielerisch streckte der junge Mann den Arm aus und ließ die Flamme dicht vor dem Gesicht seines Gefangenen tanzen.

Hupke verstand, dass er sich die ganze Zeit über etwas vorgemacht hatte. Die zwei schießwütigen Halbstarken waren nicht seine einzigen Verfolger gewesen. Dieser Kerl wusste alles über ihn. Er kannte sogar Hupkes Lager. Er und seine Kumpane hatten nichts weiter tun müssen, als ihn hier abzupassen.

Verzweifelt versuchte Hupke, sich zu befreien, doch die Umklammerung wurde nur noch fester. Hupke jaulte ein letztes Mal auf und sank in sich zusammen.

Es war aussichtslos. Er hatte einen Punkt erreicht, an dem ihm die Realität glasklar ins Bewusstsein drang.

Er würde diese Nacht nicht überleben.

2

Donnerstag, 17. Februar 1949

Oppenheimer konnte sein Pech kaum fassen, denn für den nächtlichen Großeinsatz hatte man ihn ausgerechnet zusammen mit Wenzel eingeteilt. Der Hof der ehemaligen Kaserne, in der sich jetzt die Kripozentrale von Westberlin befand, war in dieser Nacht in schwaches Licht getaucht. Wegen der Stromrationierungen hatte der Hausmeister die Dieselgeneratoren angeworfen, um mehr schlecht als recht die von den Holzpfählen herabhängenden Flutlichter zu versorgen. Wenn schon Dutzende Kripoleute ausrücken mussten, dann sollten sie auf dem Weg zu den Einsatzfahrzeugen wenigstens etwas sehen können. Oppenheimer öffnete die Beifahrertür des ihnen zugeteilten Volkswagens, klappte die Sitzlehne nach vorn und zwängte sich misslaunig auf die Rückbank. Auf der anderen Seite setzte sich Kommissar Franck neben ihn.

Daraufhin rückte der grauhaarige Kollege Großkurth nach, klappte die Rückenlehne des Fahrersitzes wieder nach hinten und zwängte sich hinter das Lenkrad. Er war so groß, dass er den Sitz erst mal zurückschieben musste, um ungehindert die Pedale erreichen zu können.

Für Wenzel blieb der vordere Beifahrersitz übrig. Das war Oppenheimer durchaus recht, denn zu viel Nähe zu ihm konnte er gerade nicht vertragen. Seitdem Wenzel mit seiner Gattin in die Villa von Oppenheimers guter Freundin Hilde eingezogen war, herrschte eine gewisse Anspannung zwischen ihnen. Sie bewohnten dasselbe Stockwerk, nur leider war der sonst so umgängliche Kollege privat kein einfacher Wohnungsnachbar. Erschwerend kam hinzu, dass das Zusammenleben des Ehepaars Wenzel nicht gerade harmonisch verlief. Schon mehrmals hatten lautstarke Auseinandersetzungen Oppenheimer und seine Frau Lisa in der Nacht aus dem Schlaf gerissen.

Mittlerweile bereute Oppenheimer es fast, Wenzel die freie Einzimmerwohnung angeboten zu haben, doch es war die einzige Möglichkeit gewesen. Sein Kollege hätte damals als Angehöriger der West-Kripo unmöglich länger im Sowjetsektor wohnen können. Weil er seinen Beruf beim Klassenfeind ausübte, hatten ihn die dortigen Behörden des Ortsteils Weißensee als politisch unzuverlässig eingestuft. Das bedeutete, dass Wenzel nur Lebensmittelkarten der niedrigsten Stufe bekommen hatte, außerdem gab es im Ostsektor für Mitglieder der westlichen Polizeibehörden das reale Risiko, entführt und in eines der berüchtigten Speziallager für gefährliche Personengruppen gesteckt zu werden. Völlig zu Recht war es Wenzel im Sowjetsektor zu riskant geworden.

Vom Rücksitz aus konnte Oppenheimer erkennen, dass Wenzels Hand bereits auf dem Zigarettenpäckchen lag, das in der Brusttasche seines Anzugs steckte. Er wollte sich in dem voll besetzten Auto die unvermeidliche Zigarette anzünden.

Vor zwei Monaten hatte Wenzel erfolgreich die Prüfung zum Kommissar absolviert. Damit gingen für ihn einige Privilegien einher. Er konnte jetzt eigene Fälle bearbeiten, nicht zuletzt befand er sich in einer besseren Gehaltsklasse, die trotz allem noch jämmerlich war, wenn man den Zeitaufwand und die Mühen gegenrechnet. Wenzel schien gerade zu überlegen, ob der Nimbus eines Kommissars ihm erlauben mochte, jetzt eine Zigarette zu rauchen.

Franck wurde unruhig. Im Gegensatz zu Oppenheimer, der wie ein Sack Kartoffeln zusammengesunken auf der Rückbank kauerte, schaffte er es, trotz des beengten Raums einigermaßen Haltung zu bewahren. Zu seinem nach oben gedrehten schwarzen Schnurrbart hätte er nur noch ein Monokel benötigt, um den Eindruck eines schneidigen jungen preußischen Offiziers zu erwecken. Franck warf Wenzel von der Seite einen mahnenden Blick zu und grollte: »Das ist doch wohl nicht dein Ernst? Öffne wenigstens das Fenster.«

Und Wenzel verstand. Um Franck nicht unnötig zu verärgern, setzte er eine harmlose Miene auf und klopfte nur kurz auf die Brusttasche.

Draußen näherte sich im Schein der Flutlichter Kriminalrat Seeßlen und blickte schmunzelnd durch die geöffnete Beifahrertür. Obwohl dieser gesetzte Herr mit seiner Halbglatze und der Brille auf den ersten Blick keine so imposante Figur wie Franck abgab, trug er als Dienststellenleiter einen Großteil der Verantwortung für den nächtlichen Einsatz.

»Also, macht mir keine Schande«, sagte er mit einem aufmunternden Nicken und schloss von außen die Tür. Großkurth startete den Motor und fuhr durch das weit geöffnete Metalltor vom Hof.

»Wo soll ich euch Jungs denn absetzen?«

Wenzel antwortete für Oppenheimer: »Wir müssen in den französischen Sektor, nach Reinickendorf.«

»Ich komme mir vor wie auf einem Schulausflug«, sagte Großkurth gut gelaunt.

Obwohl ihr Großeinsatz kein Ausflug war, sondern eine ernste Angelegenheit, spürte auch Oppenheimer ein Kribbeln in der Magengegend. Seeßlen hatte vor einer Stunde alle Mitarbeiter der Dienststelle zusammengetrommelt, um ihnen die nötigen Informationen zu geben. Leider waren die Hinweise spärlich gewesen. Oppenheimer hatte nur so viel mitbekommen, dass in der Nacht in den westlichen Sektoren eine große Razzia bevorstand und man mit zahlreichen Verhaftungen rechnete.

Um Zeit zu sparen, wurde die Mannschaft vom Präsidium auf die Westberliner Polizeireviere aufgeteilt, um gleich vor Ort die Datenerfassung und Vernehmungen abwickeln zu können.

Oppenheimer wandte sich kurz um und sah durch das Rückfenster, wie weitere Einsatzwagen von dem Kasernenhof auf die Straße fuhren. An der nächsten Kreuzung bogen die ersten Wagen aus der Kolonne in die Seitenstraßen ab. Die roten Rücklichter entfernten sich und verschwanden zwischen den Häuserzeilen.

»Statt Schüler auf einem Ausflug machen jetzt lauter Kommissare die Stadt unsicher«, murmelte Oppenheimer gerade laut genug, dass Großkurth es mitbekam. Bei dessen Gelächter knarrte die Federung des Fahrersitzes gleich mit.

Einige Stunden später wurde Oppenheimer von einem klingelnden Telefon geweckt. Er brauchte eine Weile, um sich in der ungewohnten Umgebung zurechtzufinden. Er befand sich in einem Aufenthaltsraum, in dem ein Dutzend fremder Polizisten und Zivilfahnder versuchten, die Nacht mit Skatrunden hinter sich zu bringen.

Kein einziger böser Bube war in den Nachtstunden eingeliefert worden, ebenso wenig hatte es einen Befehl zum Ausschwärmen gegeben. Den Polizeistreifen war es lediglich gelungen, zwei stark angetrunkene Männer aufzugreifen, die sich vermutlich in der

Ausnüchterungszelle befanden. Irgendwann hatte sich der gelangweilte Oppenheimer in eine Ecke des Aufenthaltsraums verzogen und es sich auf dem harten Stuhl halbwegs gemütlich gemacht, bis ihm die Augen zugefallen waren.

Niemand war seitdem auf die Idee gekommen, ihn wach zu rütteln. Doch jetzt war etwas geschehen. Durch eine geöffnete Tür konnte Oppenheimer erkennen, dass Wenzel telefonierte.

Noch etwas benommen richtete er sich auf und rieb sich kurz mit den Händen über das Gesicht. Dann angelte er seine Taschenuhr aus der Hose. Es war ein Weihnachtsgeschenk von seiner Frau Lisa. Oppenheimer war zuerst völlig verblüfft darüber gewesen, wie es ihr gelungen war, einen solch kostbaren Gegenstand aufzutreiben. Doch Lisa war findig und hatte ihre Beziehungen am Flughafen Gatow spielen lassen, wo sie für die britische Luftfahrtlinie *British European Airways* arbeitete. Neben Tempelhof und Tegel war es einer der drei Stützpunkte, über denen die Luftbrücke nach Westberlin abgewickelt wurde. Und neben der dringend benötigten Lebensmittelversorgung der Bevölkerung nahmen die Piloten und Hilfskräfte auch gern Gelegenheiten für private Nebengeschäfte wahr.

Oppenheimer musste die Augen ein wenig zusammenkneifen, bis die Position der Uhrzeiger einen Sinn ergab. Es war jetzt halb sechs. Wegen der

Stromrationierung würden die Straßenbahnen erst in zweieinhalb Stunden damit beginnen, die Werktätigen zur Arbeit zu bringen.

Es dauerte nicht lange, bis Wenzel das Telefonat beendet hatte und sich zu Oppenheimer setzte. Er schien es nicht besonders eilig zu haben.

»Das war's für heute«, bestätigte Wenzel Oppenheimers Vermutung, dass der Großeinsatz als Fehlschlag abgehakt werden konnte. »Das Präsidium hat angerufen. Wir können einpacken.«

Wenzel blies in seine Tasse und trank einen Schluck Ersatzkaffee. Oppenheimer reckte seine schmerzenden Glieder.

»Haben sie auch gesagt, wie wir zurückkommen sollen? Holt Großkurth uns wieder ab?«

Kopfschüttelnd antwortete Wenzel: »Wir müssen die S-Bahn nehmen.«

Das war zu dieser frühen Stunde ohnehin die einzige Möglichkeit, um nach Hause zu kommen. Die S-Bahn wurde im gesamten Stadtbereich von der *Deutschen Reichsbahn* betrieben, deren Sitz sich im Ostteil der Stadt befand. Damit waren die Züge als einziges öffentliches Verkehrsmittel in Westberlin von den Stromsperrern verschont geblieben. Bei dem Gedanken, dass ihnen eine nervtötende Warterei auf einem zugigen Bahnsteig bevorstand, ließ Oppenheimer die Schultern hängen.

Wenigstens zeigte ein Polizist Erbarmen mit den Gästen von der Kripo und brachte sie mit einem Einsatzfahrzeug zum Bahnhof Wittenau. Weil die Strecke der Nordbahn in Richtung Oranienburg nur eingleisig befahren wurde, mussten sie fast zwanzig Minuten warten, bis ein Zug in Richtung Innenstadt auftauchte. Irgendwann sehnte sich Oppenheimer nur noch nach seinem Bett. Beim Umsteigen an der Station Gesundbrunnen betrat er einfach den erstbesten bereitstehenden Zug und ließ sich völlig erledigt auf den Sitz fallen.

Wenzel zögerte, sich neben ihn zu setzen. Irritiert blickte er sich um. »Sind wir auch richtig hier?«

Als Oppenheimer ihm einen fragenden Blick zuwarf, schlossen sich unter dem hydraulischen Zischen bereits die Türen, und der Zug fuhr los. Er beugte sich zum Fenster und schirmte mit der Hand die Augen ab, um draußen etwas erkennen zu können. Bei dem Anblick fuhr ihm der Schrecken in die Glieder. Das weiße Stationsschild bewegte sich in die falsche Richtung. Anstatt nach Schöneberg zu fahren, steuerte ihr Zug direkt auf die Sowjetzone zu.

Oppenheimer fluchte vor sich hin. Das hatte ihm noch gefehlt.

Die Ringbahn von Groß-Berlin durchquerte alle vier Stadtsektoren. Den zahlreichen Pendlern war dies während der Fahrt bisher kaum aufgefallen, doch seit die Blockade Westberlins am 18. Januar dieses Jahres auch noch mit einer Gegenblockade beantwortet worden war, hatte sich

alles auf einen Schlag verändert. Jetzt gab es beim Überqueren der Grenze zum Ostsektor täglich Gepäckkontrollen - in Straßenbahnen, auf U-Bahn-Strecken und natürlich auch in der S-Bahn. Um die Taschenkontrollen zu ermöglichen, wäre es zu aufwendig gewesen, die Züge extra anzuhalten. Also stiegen im Ostsektor in den letzten Stationen Polizisten in die S-Bahn, um stichprobenartige Durchsuchungen vorzunehmen.

Oppenheimer rückte unruhig auf dem Sitz hin und her. Er hoffte, dass die Kontrolleure nicht auf die Idee kommen würden, seine Papiere zu inspizieren. Wenn herauskam, dass er und Wenzel zur westlichen Kripo gehörten, konnte es unter Umständen haarig werden. Offiziell hatten sie im Ostsektor keinerlei Befugnis zur Strafverfolgung. Wenn auch nur der geringste Verdacht aufkam, dass man im Dienst war, konnte eine Stippvisite in den Ostteil der Stadt schnell mit einer Verhaftung enden.

Der Zug nahm Fahrt auf. Wenige Sekunden später lag die Sektorengrenze bereits hinter ihnen. Oppenheimer lehnte sich wieder zurück. Die nächste Station Schönhauser Allee befand sich im sowjetischen Machtbereich. Eilig dort umzusteigen würde nur unnötig die Aufmerksamkeit der Bahnwache auf sie lenken. Es war besser, die nächsten acht Stationen mit angehaltenem Atem durchzufahren, bis sie auf der anderen Seite der Ringbahn wieder im amerikanischen Sektor eintrafen.

Auch Wenzel begriff das und nahm endlich Platz. Die Arme verschränkt, starrte er vor sich hin. Er klappte seinen Mund auf, als wollte er sich über Oppenheimers Unachtsamkeit beschweren, doch außer einem leisen Knurren brachte er nichts hervor.

Nach einigen weiteren Stopps näherten sie sich schließlich der Haltestelle Ostkreuz. Wenzel riss die Augen auf und flüsterte: »Ach, verdammt.« Dann sackte er auf seinem Sitz zusammen und zog die Hutkrempe in die Stirn.

Alarmiert erkannte auch Oppenheimer, dass zwei Volkspolizisten von der Ostpolizei ins Abteil gestiegen waren. Sie trugen lange Wintermäntel mit Schulterklappen und Kragenspiegel. Einer von ihnen lüftete kurz die Schirmmütze mit den hochgebundenen Ohrenklappen und wischte sich mit dem Ärmel über die feuchte Stirn.

Die nächste Station Treptower Park war die letzte im Ostsektor. Die Vopos hatten nicht viel Zeit, um Schmuggler zu fangen. Noch ehe sich der Zug wieder in Bewegung setzte, begannen sie, die Taschen der Reisenden zu inspizieren.

»Wir haben keine Waren dabei«, wisperte Oppenheimer Wenzel zu, ohne seinen Blick von den beiden Polizisten abzuwenden. »Die werden uns bestimmt nicht rausziehen.«

Die Kontrolleure spulten ihre Routine ab. Jeder von ihnen übernahm eine Seite des Wagens. Der Polizist vor Oppenheimer war jetzt nur noch drei Sitzreihen entfernt. Mit einem prüfenden Blick schlenderte er an den